



#### CHRISTIAN HARDINGHAUS

# Ein Held dunkler Zeit

ROMAN

**EUROPA**VERLAG

### **INHALT**

## ANFANG

Das grüne Biest im Schnee 10 Die Schreibmaschine 17

#### TEIL I

Prolog 26
In Annemaries Augen 40
Der beunruhigte Professor 50
Das blaue Licht 61
Lippenbekenntnisse 76
Bittere Pillen 92
Unter Brüdern 110
In ewiger Liebe und Treue 122
Eine Frage der Rasse 127
Ruiniert 148
Wilhelm der Soldat 170



Vollständige Taschenbuchausgabe Mai 2021
© 2018 Europa, ein Imprint der Europa Verlage GmbH, München
Umschlaggestaltung und Motiv:
Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,
unter Verwendung eines Fotos von © Collaboration JS/Trevillion Images
Redaktion: Ilka Heinemann
Layout & Satz: BuchHaus Robert Gigler, München
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen
ISBN 978-3-95890-374-6
Alle Rechte vorbehalten.

#### TEIL II

Angst und Leichtsinn 186

Makkaroni auf der Flucht 198

Hundsleben 214

Heimatfront 228

Stille Nacht 239

Die Falle 261

Die zwei Leutnants 276

Blutige Ernte des Todes 286

Katerstimmung 299

Das Russenlazarett 305

Erlösung 326

Hinterhalt 337

Unternehmen Wilhelm 348

Epilog 354

#### ENDE

Abschied 362 Nachwort des Autors 364

# ANFANG

### DAS GRÜNE BIEST IM SCHNEE

Lipowka, Sowjetunion, 29. Januar 1942

Nicht mehr die Eiseskälte ist es, sondern Todesangst, die mich in unserem Erdloch erstarren lässt. Eingehüllt in einen grauen Filzmantel, den weißen Kopfschützer über den Stahlhelm gezogen, stehe ich mit den schweren Marschstiefeln im Dreck und schaue aus der Grube.

Mein Herz rast, ich hyperventiliere unter dem bis zur Nasenwurzel hochgezogenen Wollschal. Der Grund für meine Panik ist der Panzer, der etwa 150 Meter entfernt von mir schräg auf einer Anhöhe im Schnee steckt. Ich habe ihn im Gefechtsrabatz zu spät bemerkt. Ein sowjetischer T-34, der seine 76-Millimeter-Kanone direkt auf mich ausrichtet. Wie gebannt starre ich in die Mündung. Warum haben unsere Spähwagen den Panzer nicht aufgespürt? Wie ist er durchgekommen, und wieso zielt er auf unser heute Morgen eilig ausgehobenes Verwundetennest? Wir haben vorschriftsmäßig und deutlich sichtbar die Rotkreuzflagge aufgestellt, die nicht nur den Verwundeten und Sanitätsleuten der eigenen Truppen den Weg weisen, sondern auch den Feind dazu anhalten soll, hier nicht rumzukoffern. Verdammter Krieg!

Ich kann mir nicht erklären, warum ich beim Anblick des grü-

nen Stahlbiestes an Mutter denke und in Gedanken nach einem passenden Gebet suche, statt mich wegzuducken. Ich weiß jetzt, der Panzer wird schießen, Verwundetennest hin oder her.

»Was ist?!« Wilhelm, der unter mir im Graben kniet, verhindert mit seinem Geschrei meine frühzeitige Verabschiedung aus dieser Schlacht. Ich lasse mich nach hinten fallen und lande mit dem Gesäß auf einem Haufen aus gefrorenem Schnee. Als ich den Kopf zur Seite drehe, bemerke ich, wie sich mein Arzt über den jungen Soldaten beugt, der eben blutüberströmt und angstverzerrt in die Grube gesprungen ist. Ich kenne ihn nicht. Vermutlich ist er ganz frisch an der Front, im ersten Gefecht. Aus Angst wird schnell Leichtsinn. Wilhelm pumpt mit den Händen, die in dicken Fingerhandschuhen stecken, gegen den Brustkorb des Gefreiten, dem mit jedem Druck Blut aus dem Mund sprudelt. »Hilf mir hier! Der verreckt uns!«

Ich vergrabe den Kopf in meinen Armbeugen und schreie, so laut ich kann: »Achtung! Panzer!«

»Was?«

Im selben Moment höre ich einen gewaltigen Knall, der den Boden unter mir zum Vibrieren bringt. Als ich die Augen öffne, erkenne ich, dass der Unterschlupf unversehrt ist. Rauchschwaden ziehen über uns hinweg. Der Iwan hat nicht getroffen, weit verfehlt. Jemand schreit, flucht auf Russisch: »Sukiny deti, faschisty!«

Ich weiß, was passiert ist. Unser Flak-Zug ist nachgerückt, und eine Granate muss den Panzer in letzter Sekunde erwischt haben. Ein russischer Soldat hat es aus dem Kettenfahrzeug geschafft und läuft auf uns zu. Während ich aufspringe, löse ich das Halfter des Pistolengurtes, nehme die Luger in die Hand, hebe sie über meinen Helm. Ich entsichere die Waffe und feuere aus dem Loch, ohne etwas anzuvisieren. Aber genau in die Richtung, in der ich den Panzer bemerkt habe und aus der jetzt das Gefluche herüberschallt.

Das Schreien verstummt. Vorsichtig hebe ich den Kopf und

schaue aus dem Loch. Der Rotarmist liegt bäuchlings auf halbem Weg zwischen dem in Flammen stehenden T-34 und uns. Sein grüner Mantel brennt. Neben ihm ist der Schnee mit Blut gesprenkelt, dahinter kokeln Kleidungsfetzen.

Ich mache einen breiten Riss in der hinteren Wannenseite des T-34 aus, dessen Räder gebrochen und Ketten zersprengt sind. Durch alle Luken und aus dem Kanonenrohr schlagen glutrote Feuerwolken. Aus dem hochgeklappten, wuchtigen Turmdeckel schießt schwarzer Qualm wie Rohöl aus einem Bohrloch in den kristallklaren Winterhimmel. Dieses todbringende Schauspiel habe ich schon oft beobachtet. Auch den unerträglichen Gestank von brennendem Treibstoff kenne ich nur zu gut.

Ein zweiter Russe hat es fast rausgeschafft. Die Arme voran hängt er mit dem Oberkörper aus dem Turm, der lichterloh brennt. Ein Volltreffer unserer Flak. Die Gefahr scheint gebannt. Ich schaue zu Wilhelm rüber, der aufgestanden ist und sich Schnee vom Mantel klopft. Der Soldat am Boden rührt sich nicht.

»Gut gemacht, Junge«, sagt mein Arzt. »Gibt doch mehr Widerstand als erwartet in Lipowka.«

Ich möchte ihm gestehen, dass ich soeben das erste Mal einen Menschen getötet habe, aber es bleibt keine Zeit dafür. Wir hören von der Spitze des schneebedeckten Hügels, der vor uns emporragt, einen Kameraden rufen. Es ist ein Melder, er stolpert in langem Gummimantel den Abhang hinunter, das Gewehr vor sich, mit den Händen fest umklammert. Zweimal rutscht er aus, bis er an unserem Nest ankommt. Ohne zu grüßen, schreit er, als ob wir noch einen Kilometer entfernt stünden: »Da oben ist Jahrmarkt! Der Russe stürmt von allen Seiten!«

»Beruhigen Sie sich, Kamerad!«, ruft Wilhelm zurück. »Verwundete?«

Ȇberall. Ich verliere den Überblick. Elende Scheiße. Meine Brille ist gebrochen.« Der Mann fummelt an der dunkel getönten Schutzbrille, die ihm um den Hals hängt. Sein Stahlhelm ist seitlich eingedrückt, das Gesicht rußverschmiert.

»Kommen Sie zur Besinnung!«, rufe ich. »Sie stehen unter Schock.«

Wilhelm nimmt ein halb volles Röhrchen mit Pervitin-Tabletten aus der Manteltasche und reicht sie dem Melder, dessen Hände zitternd danach greifen. »Zur Beruhigung, aber teilen Sie sich die Pillen ein!«

»Danke. Entschuldigung, Herr Doktor. Mich hätte es beinahe erwischt. Granateneinschlag, direkt neben mir. Mache Meldung. Leutnant Jungmann liegt schwer verwundet in einem Gebäude auf der linken Flanke.«

»Von wo wird geschossen?«, fragt Wilhelm.

»Das lässt sich nicht sagen. Von überall. Sie können da über den Kamm laufen!« Der Mann deutet mit der flachen Hand in die Richtung, aus der er gekommen ist. »Hinter der MG-Stellung her. Da kriegen Sie Feuerschutz. Dann zur Straße ins Dorf, dreihundert Meter.« Der Soldat ist immer noch außer Atem und spricht hektisch. »Der Leutnant befindet sich gleich im ersten oder zweiten Haus auf der linken Seite.«

»Ja, was? Im ersten oder im zweiten?« Wilhelm schaut ihn fragend an.

»Ich weiß es nicht. Ich weiß es einfach nicht mehr.« Der Melder schüttelt den Kopf, wirkt verzweifelt.

»Na, wunderbar«, sagt mein Arzt und dreht sich zu mir. »Beeilung, Friedrich, pack zusammen! Wir werden gebraucht.« Er wirft eine Decke über den toten Soldaten, schultert seinen mit braunem Fell bezogenen Sanitätstornister, der mit Verbandsmaterial, Operationsinstrumenten und Medikamenten gefüllt ist, und hängt sich den Trageriemen der schwarzen Maschinenpistole um den Hals. Er zieht sich aus dem Graben. Ich schultere die beiden ledernen Sanitätstaschen, in denen ich Verbandstücher, Abschnürbinden, anato-

mische Pinzetten und Scheren transportiere. Dann werfe ich einen letzten Blick auf den verstorbenen Kameraden und folge dem Doktor.

Wir stampfen den Hang nach oben, der Schnee knirscht unter den Sohlen, und wir müssen die Spitzen unserer Stiefel fest in das Eis schlagen, um nicht auszurutschen. Dichter Rauch zieht hinter der Kuppe hervor, ich erkenne ein paar Dächer darüber. Es knallt und zischt unaufhörlich. Von weiter fort höre ich das Rattern sowjetischer Waffen, direkt über uns das zackige Hämmern und Rasseln deutscher Maschinengewehre. Das verschossene Pulver brennt in meinen Lungen. Gleichzeitig spüre ich wieder Eiseskälte im Rest meines Körpers aufsteigen. Der Melder läuft hinter uns, kommt kaum nach. Als wir oben ankommen, rennen wir um die MG-Stellung herum, aus der pausenlos geschossen wird, und biegen die unebene Straße ab ins Dorf. Blitze zucken hinter Fenstern. Granatwerfer ploppen auf, brennende Trümmer liegen auf der Straße. Ich höre Schweine quieken. Oder sind es Männer? Ein Schuppen steht in hellen Flammen, ich kann bei dem dicken Qualm vor mir kaum etwas erkennen. Es hat keinen Sinn. Gleich im ersten Gebäude an der Böschung müssen wir Deckung suchen, da der Feind das Feuer unserer MGs erwidert. Kugeln zischen an uns vorbei, schlagen in die Hauswand ein. Rückseitig der Mauer kauert ein rauchender Landser. Zwischen den bis zu den Ohren hochgezogenen Mantelkrägen glotzt er uns mit leeren Augen an.

»Wo liegt Leutnant Jungmann?«, brüllt Wilhelm ihm zu.

»Das Haus rechts über die Straße«, antwortet er, während er Rauch ausbläst.

»Gegenüber?«

»Ja, auf der anderen Seite.«

»So eine Scheiße. Verdammte Falschmeldung.« Wilhelm lehnt sich an den Hauseingang und schnürt den Riemen seines Stahlhel-

mes zu, auf den ein rotes Kreuz auf weißem Grund gemalt ist. Er legt den Finger an den Abzug der MP 40.

»Ich würde da jetzt nicht raus«, blökt der Soldat.

»Halten Sie den Mund. Sehen Sie den Äskulapstab auf meiner Schulter? Ich bin Arzt.«

»Ja, aber ...«

»Schnauze, geben Sie mir einfach Feuerschutz!«, ruft Wilhelm und schaut dann mich an: »Du kommst nach, wenn der Russe Ruhe gibt.«

Mein Arzt rennt, die Pistole abfeuernd, aus dem Haus. Sofort schlagen Kugeln um ihn herum im Boden ein. Es sieht aus, als tanzte er um die aufgewirbelten Schnee- und Dreckfontänen, welche die Geschosse auf der Trasse hinterlassen.

Der Landser schaut mit offenem Mund nach draußen.

»Schießen Sie, verflucht noch mal!«, rufe ich ihm zu, aber der Mann rührt sich nicht. »Sie können doch nicht …« Wilhelms gellender Schrei unterbricht meinen Wutausbruch. Ich zucke zusammen und starre entsetzt auf die Straße. Er ist gestürzt, hält sich den Hals. Getroffen!

»Wilhelm, Wilhelm!«

»Arzt verwundet!«, höre ich jemanden aus dem Nebengebäude krakeelen.

»Halt durch!« Ich muss helfen, renne, den Kopf voran, in gebückter Haltung nach draußen, meine beiden Taschen schleifen über den Boden. Maschinengewehre rattern, Kugeln zischen an mir vorbei. Auch ich tanze um Geschossfontänen. Noch ein paar Meter, bin gleich bei ihm. Er bewegt sich, blutet im Nacken. »Wilhelm! Bist du ...«

Die Druckwelle einer gewaltigen Explosion katapultiert mich durch die Luft. Ich krache hart auf dem Asphalt auf, spüre einen dumpfen Schmerz am Rücken und danach in den Knien. Ich kann kaum etwas sehen und huste wie verrückt. Wo ist mein Arzt, wo die Straße? Alles voller Rauch. Von überall dringen Schreie an mein Ohr. Ich versuche aufzustehen, doch merke, dass ich zu keiner Bewegung imstande bin. Gewehrkugeln schlagen neben mir ein. Ein diffuser Schwindel überkommt mich. Ich ringe nach Luft, dann wird mir schwarz vor Augen.

### DIE SCHREIBMASCHINE

Was ist passiert? Wie lange war ich weg? Bin ich verletzt? Nein! Aber es ist so kalt, dass ich kaum Luft bekomme. Das kann nicht sein, denke ich, als ich mich umschaue. Ich bin verwirrt. Da stehe ich wieder im Verwundetennest unter der Rotkreuzflagge, das wir vorhin verlassen haben. Es war doch vorhin? Aber ich bin alleine. Wilhelm ist nicht da, auch der tote Kamerad liegt nicht im Schnee. Ein böser Verdacht ereilt mich, verängstigt schaue ich aus der Grube heraus. Panik. Ich bin wie gelähmt, als ich den T-34 ausmache. Ist das ein Déjà-vu? Es ist doch genau die gleiche Szene wie eben. Nein, nicht ganz: Der Panzer bewegt sich mit einem schrillen Quietschen direkt auf mich zu. Ich höre den Dieselmotor brummen, die Kanone dreht in meine Richtung. Wo bleibt die Flak? Sie feuert nicht!

Dann passiert etwas völlig Groteskes: Je näher das Kettenfahrzeug kommt, desto mehr scheint es zu schrumpfen. Was ist da los? Was ist mit *mir* los? Jetzt wird er schießen. Die Russen, sie kommen. Sie kommen zurück. Um mich zu holen. Sie haben mich doch noch gekriegt, die verdammten Schweinehunde. Nein, das lasse ich nicht zu. Nicht nach alldem!

Mit letzter verbliebener Kraft schmeiße ich die Flasche, die ich

in der Hand halte, auf den T-34. Sie verfehlt ihn knapp und landet scheppernd auf dem Pflaster. Glas zerspringt, Malzbier spritzt auf den Weg.

»Ey, Mann, was soll das denn?«, schreit der blonde Junge, der mit einer Fernsteuerung hantiert und etwa zwanzig Meter entfernt auf der Wiese steht.

Was tut ein Kind auf dem Feld? Das ergibt keinen Sinn. Oh, verdammt. Ich hatte einen dieser Flashbacks. Schon wieder. Ich zittere vor Erregung.

»Sie spinnen doch, Opa. Wissen Sie, wie teuer der war? Das könnten Sie gar nicht bezahlen, wenn die Flasche getroffen hätte.«

»Ist ja gut jetzt.« Ich bemerke die Stimme meiner Betreuerin Nina Winter, die sich eben zum Telefonieren zurückgezogen hat.

»Ich habe genau gesehen, dass du Herrn Tönnies geärgert hast«, ruft sie dem Bengel zu. »Nimm dein blödes Spielzeugauto und verschwinde!«

»Auto?«, der Kleine schüttelt mit dem Kopf und zeigt auf mich. »Das ist ein RC Battle Tank T34 von Heng Long. Maßstab 1:16. Der kostet fast zweihundert Euro, und der Typ da wollte den kaputt machen.«

*»Der Typ da* ist ein empfindlicher alter Mann.« Nina schimpft. »Außerdem wohnt *der Typ da* hier. Nicht du. Du befindest dich im Garten einer Seniorenresidenz, nicht auf einem Kinderspielplatz.«

Ich kann Fräulein Nina in ihrem blauen Arbeitskleid direkt vor mir erkennen. Mit dem Zeigefinger weist sie auf den Ausgang des Parks, in dem ich seit ein paar Wochen in etwa um diese Zeit gemeinsam mit ihr sitze. Sie ist ein liebes, fürsorgliches Mädchen mit ehrlichen Augen. Insgesamt schon meine dritte Betreuerin. Freiwilliges soziales Jahr. Wundervoll, dass es so etwas gibt. Mir ist der Abschied von meiner letzten Pflegerin nicht leichtgefallen, man lernt sich zu schätzen nach einer Weile intensiver Zweisamkeit. Außer mit meinen Betreuerinnen habe ich mit kaum jemandem mehr

gesprochen, seit ich hier bin. Die anderen Heimbewohner halten mich mittlerweile schon für etwas sonderlich. Aber obwohl sie mich betreut, habe ich mit Nina bis jetzt noch kein einziges Wort gewechselt, habe mir gedacht, wenn ich nicht so viel von mir preisgebe, würde die Beziehung nicht zu eng werden und mir dann der Abschied eines Tages nicht so schwerfallen. Mittlerweile halte ich das aber für albern. Ich weiß ja nicht mal, ob ich das Jahr überhaupt noch durchstehe. Außerdem ist mir gerade unwohl, und es imponiert mir, wie meine Neue sich für mich einsetzt.

»Verschwinde oder ich rufe den Typ von der Security!«, ruft Nina dem Jungen zu. »Der hat nicht Maßstab 1:16, sondern 1:1, und ist damit doppelt so groß und viermal so breit wie du.«

Sechzehn. Mir wird schlecht. Ich halte diese Zahl nicht aus. Immer, wenn ich sie höre, schaudert es mich, und meine wenigen noch verbliebenen Körperhaare stellen sich auf.

»Ach, leck mich doch!«, ruft der Bengel, hebt seinen Spielzeugpanzer auf, klemmt die Fernsteuerung daran fest und rennt weg.

Nina dreht sich um und schaut besorgt. »Alles in Ordnung? So kenne ich Sie nicht, Herr Tönnies. Hat Sie das so erschreckt?«

Ich zucke mit den Schultern. Sie setzt sich neben mich auf die Bank und streichelt mir über den Rücken. Sie tut gut, die Wärme, die sie ausstrahlt. Eine Frau beruhigt. Sie beweist, dass ich im Hier und Jetzt und nicht zurück in Russland bin.

»Das tut mir leid«, sagt Nina. »Die Kids wissen genau, dass sie hier nicht rumlungern dürfen. Kein Respekt vor dem Alter. Keine Achtung vor niemandem.«

*Ich*, sage ich – nein, denke es nur. Doch fast hätte ich gesprochen. Ja, ich habe gemerkt, wie sich meine Lippen geöffnet haben. Mein Brustkorb vibriert. Ich bin wütend, muss mich jetzt jemandem anvertrauen, denn schon lange ist ein fester Entschluss in mir gereift. Und dafür brauche ich Hilfe. Der Spielzeugpanzer und dieser erneute Flashback müssen Initialzündungen gewesen sein.

»Ich«, pruste ich los und räuspere mich sofort. Ich bin erschrocken, aber es klappt. »Deswegen bin ich Sanitäter geworden.« Meine Stimme klingt heiser. »Denn ich kann einfach nicht gut zielen.«

Nina zuckt auf der Bank neben mir zusammen, als ob ich irgendetwas Obszönes von mir gegeben hätte. Aber ich verstehe: Sie kennt mich so nicht.

»Herr Tönnies, Sie sprechen mit mir!«

»Ja.«

»Ich dachte ...«

»Eigentlich wollte ich auch meine Ruhe haben und nicht kommunizieren«, krächze ich. »Aber das hier ging zu weit. Es hat mich an etwas Fürchterliches erinnert. Es wird Zeit, dass ich aufhöre zu schweigen.«

Nina schaut mit geöffnetem Mund und großen Augen zu mir herüber. Ihr Streichen über meinem Rücken wird fester. »Herr Tönnies, um Gottes willen, Sie weinen ja!« Sie legt den Arm um meine Schultern. Es beruhigt. Ich weiß weder, ob ich tatsächlich heule, noch, warum. Ich bin genauso wütend wie traurig und erleichtert. So viel Empfinden war lange nicht in mir. Ich lebe!

»Also, daran muss ich mich jetzt erst gewöhnen«, sagt meine Betreuerin nach einer Weile so betont laut, als ob ich von einer Sekunde auf die andere schlechter hören würde. »Ich meine, ich habe mit Ihnen schon so viele Tage hier gesessen und rede doch immer nur mit mir selbst.« Sie lässt mich los.

Ich drehe den Kopf zu ihr. »Hören Sie, Fräulein Nina. Dass ich nicht mit Ihnen sprechen wollte, heißt nicht, dass ich das Geschehen um mich herum nicht genau beobachte. Ich bin nicht verrückt geworden und leide nicht an Alzheimer wie manch anderer in dieser Anstalt.« Ich lächele und ergänze: »Außerdem waren das gar nicht so viele Tage. In meinem Alter zählt man anders.« Meine Stimme klingt weniger eingetrocknet. »Mir ist die Lust auf Kommunikation einfach vergangen.« Ich zögere. »Habe wohl Angst,

eine weitere persönliche Beziehung zu jemandem einzugehen. Irgendwann gehen sie doch alle wieder und lassen mich alleine. Was bringt es also?«

»Ach, Herr Tönnies«, sagt Nina, lächelt und legt den Arm erneut um meine Schulter. »Ich habe doch gerade erst hier angefangen und auch nicht vor, die Stelle zu wechseln. Sie dachten, Sie könnten ein ganzes Jahr schweigen, damit Sie mich nicht kennenlernen brauchen?«

Ich lächele zurück, ich mag die Neue. »Es war albern, Entschuldigung«, antworte ich und schaue ihr in die blauen Augen. »Wissen Sie, ich habe in meinem Leben über so vieles geredet, aber das Wichtigste vergessen. Ich musste eine Zeit lang einfach in Ruhe nachdenken. Aber *Ihnen* habe ich dennoch immer zugehört. Wollen Sie ein Beispiel?« Nina sagt nichts.

»Hier ist eins: Sie haben in letzter Zeit oft davon gesprochen, dass Sie nach Ihrem sozialen Jahr gerne Germanistik und Geschichte studieren würden. Sie lieben deutsche Literatur, träumen davon, selbst mal ein Buch zu schreiben. Sie überlegen, Ihre Erlebnisse in der Seniorenbetreuung zu verschriftlichen. Und dann ist da noch dieser junge Mann, den Sie so bewundern, weil ...«

»Schon okay, schon gut!«, ruft Nina, deren Wangen sich rot gefärbt haben. »Ich bin eine fürchterliche Plaudertasche, nicht wahr?« Sie streicht sich verlegen durch die blonden Haare.

»Ja.« Ich lache, und als Nina es bemerkt, tut sie das auch. »Aber eine liebenswerte Plaudertasche«, sage ich. »Und deswegen werde ich Sie um etwas bitten, was Ihnen bestimmt auch gefallen wird.«

»Wie jetzt? Was soll ich tun?« Sie schaut mich fragend an. Ich will sie nicht zappeln lassen.

»Entschuldigen Sie, das war salopp formuliert. Ich habe ein ähnliches Interesse an Literatur und Geschichte wie Sie, und ich habe etwas erlebt, das ich in einem Buch niederschreiben will – nein, muss!«

Nina schaut mich verdutzt an. »Das hört sich spannend an! Klasse! Aber noch mal: Wie kann *ich* dabei helfen?« Sie rutscht nervös auf der Bank vor und zurück.

»Sind Sie in der Lage, mir eine Schreibmaschine zu besorgen?«, antworte ich in ruhigem Ton.

»Eine was? Entschuldigung, aber ...« Sie lacht dermaßen laut, dass es mich ein wenig ärgert.

»Ich weiß, dass die Schreibmaschinen von heute Laptops oder Notebooks heißen. Es ist nur so, die sind mir zu kompliziert. Ich möchte mein Buch auf einer klassischen, praktischen Maschine verfassen.«

»Verstehe, habe das Wort nur ewig nicht gehört.« Sie überlegt und tippt dann mit dem Zeigefinger auf ihre Schläfe. »Mein Vater besitzt eine.«

»Das ist wunderbar. Sehen Sie sich in der Lage, ihn zu fragen, ob er sie mir wegen des erwähnten Vorhabens leiht?«

»Na klar, das wird er bestimmt«, sagt Nina. »Ich frage ihn, wenn ich zu Hause bin.«

»Sehr gut! Wie schnell könnten Sie den Transport in mein Apartment arrangieren?«

Nina zuckt mit den Achseln. »Von mir aus sofort. Ich mache gleich Feierabend. Wenn es dringend ist, bringe ich sie heute Abend noch vorbei. So schwer ist die nicht. Ist in einem weißen Klappkoffer. Und Papier dürfte auch irgendwo vorhanden sein.«

»Es *ist* dringend!« Ich drücke mich zu forsch aus, doch mir kribbelt es in den Fingern. In meinem Kopf formen sich unaufhörlich Worte zu Sätzen, Sätze zu Absätzen und die dann zu Seiten. Mich überfällt die Angst, dass ich es mir doch noch anders überlegen könnte.

»Na gut, dann begleite ich Sie jetzt nach oben und werde so in einer Stunde zurückkommen. Aber ...?«

»Ja?«

»Werden Sie mich einweihen? Ich erfahre doch, worüber Sie schreiben werden?«

Ich denke einen Moment nach. »Wenn ich das Buch beendet habe. Sie werden die Erste sein, die es lesen darf. Das verspreche ich! Ein paar Wochen werde ich aber brauchen.«

Nina nickt und lächelt, aber mir ist nicht zum Lachen zumute. Ich weiß, dass ich in den nächsten Tagen mit mir kämpfen werde. Aber ich bin fest entschlossen und will dieses letzte Gefecht annehmen.

Nina bemerkt meine Nervosität, hilft mir auf und begleitet mich ins Apartment.

Eine Stunde später kommt meine Betreuerin zurück. In ihren Händen eine weiße *Olympia Splendid* aus den Siebzigerjahren, ein ansehnliches Stück. Sie hievt mir das Gerät auf den Küchentisch, an dem ich arbeiten möchte. Dann verabschiede ich sie und verspreche ihr, dass ich von nun an immer ein paar Worte mit ihr wechseln werde, wenn sie mir die Einkäufe bringt und sich um das Zimmer kümmert. Wenn auch noch nicht über das, was ich verfassen werde. Da muss sie sich gedulden. Ich benötige absolute Konzentration.

Lange brauche ich nicht, um mich mit der Olympia zurechtzufinden. Ich hatte früher eine ähnliche Maschine und immer viel damit geschrieben. Welch ein Glück, dass meine Handgelenke von Arthritis verschont geblieben sind. Ein wenig erstaunt bemerke ich, dass meine Finger wie automatisch die richtigen Tasten finden. Natürlich bin ich nicht mehr ganz so flink, aber es reicht. Ich werde mir zwischendurch Pausen gönnen. Wie meine Feinmotorik funktioniert auch die Maschine ausgezeichnet.

Ein Schauer zieht mir über den Rücken. Kopf und Finger sind bereit, nur die Knie schlottern noch. Ich setze mir die Brille auf, wickele meine Beine in eine Baumwolldecke ein. Nun will ich die letzte entscheidende Aufgabe, die ich in dieser Welt zu erfüllen habe, angehen.

# TEIL I

#### PROLOG

Mein Name ist Friedrich Tönnies. Ich wurde 1922 geboren und bin heute 95 Jahre alt. Ich befinde mich in vollem Besitz meiner geistigen Kräfte.

Von 1940 bis 1945 diente ich als Sanitätssoldat in der Wehrmacht. Was ich hier aufschreiben werde, möchte ich eine Heldengeschichte nennen. Es handelt sich um eine unglaubliche Begebenheit, eine nervenaufreibende Liebesgeschichte und eine Offenlegung über Krieg, Sterben, Freundschaft und Hoffnung.

Klingt das spannend? Ich hoffe es. Denn was Sie lesen werden, ist nicht nur genauso passiert, wie ich es niederschreibe, sondern historisch außerordentlich bedeutungsvoll. Ich fühle mich dazu verpflichtet, der Nachwelt all dies nicht länger vorzuenthalten.

Kennen Sie einen Soldaten? Haben Sie gedient? Dann wissen Sie, dass Soldaten im Ernstfall in eine große Schlacht ziehen, um mit dem Gewehr in der Hand ihr Land zu verteidigen, für das sie bereit sind zu töten und zu sterben. Die einen bezeichnen das als dumm, die anderen als ehrenhaft. Ich konnte mich in der Hinsicht nie festlegen.

Sicherlich aber ist Ihnen ein Arzt bekannt. Wenn nicht, rate ich Ihnen, sich gelegentlich einen zu suchen. Mediziner sind Menschen, die im Ernstfall Leben retten. Im Grunde genommen ein Widerspruch, dass es auch solche gibt, die gleichzeitig als Arzt und Soldat Dienst verrichten, die also Leben schützen und nehmen. Ist das dumm oder ehrenhaft oder beides zugleich?

Als ich 1940 in die Armee eintrat, hätte ich mir jedenfalls Schöneres vorstellen können. Ich hatte die Mittelschule und danach den Reichsarbeitsdienst abgeschlossen und meine Eltern gerade überredet, noch das weiterführende Gymnasium besuchen zu dürfen. Ich wollte Medizin studieren und Arzt werden. Doch Adolf Hitler hatte es spätestens seit dem Überfall auf Polen am 1. September 1939 geschafft, meine Pläne und die vieler Zeitgenossen zu durchkreuzen. Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, wusste ich, dass ich Abitur und Studium würde verlegen müssen. Ich dachte dabei an ein paar Monate. An einen langen Krieg haben wir damals alle nicht geglaubt. Als ich gemustert wurde, hatte die Wehrmacht gerade Frankreich eingenommen. Die Deutschen jubelten, der restlichen Welt schien es egal zu sein. Die Engländer jagten uns keine Angst ein. Ich nahm nicht an, überhaupt noch aufs Schlachtfeld ziehen zu müssen. Wie falsch ich mit der Einschätzung lag!

Doch wie hätte ich es besser wissen können?

Da ich schon damals ein ausgesprochener Pragmatiker war, entschied ich mich dafür, die Pflichtzeit beim Militär zu nutzen, um mich schon ein wenig mit den Grundlagen der Medizin vertraut zu machen. Es lag nahe, dass ich nach der Grundausbildung einen Abschluss an einer Sanitätsschule absolvierte. Hätte mir zu diesem Zeitpunkt jemand erklärt, dass am Ende sechzehn Jahre vergehen sollten, bis ich das Abitur würde angehen können, ich hätte ihn als meschugge bezeichnet.

Die Sechszehn. Eine Zahl, die mich das ganze Leben verfolgt und quält. Wenn ich sie höre, überkommt mich Schüttelfrost. Auch jetzt schlottern meine Knie. Würde ich einen Mediziner konsultieren, er würde Parkinson diagnostizieren. Aber das tue ich nicht. Ich bin selbst Arzt, wenn auch lange nicht mehr praktizierend. Und ich weiß genau, warum ich zittere. Dass es seit letztem Jahr heftiger geworden ist, wundert mich nicht. 2016 war die Zahl Sechzehn allgegenwärtig. Wenn ich die Zeitung aufgeschlagen habe, überlas ich das Datum mit Bedacht. Beim Radiohören oder Fernsehen klappte das nicht. Ob es Zufall war, dass ich mich ausgerechnet im vergangenen Jahr dazu entschlossen habe, die Geschichte meines Lebens aufzuschreiben? Ich weiß es nicht. Es fällt schwer, nach all dem an Vorherbestimmungen zu denken. Aber es hat noch ein Jahr gedauert, bis ich nun endlich bereit bin, alles aus dieser dunklen Zeit zu erzählen. Ein Junge, der mich mit einem Spielzeugpanzer erschreckt hat, war vielleicht das auslösende Moment. Ich sollte ihm dankbar sein.

Der Krieg kam, ich musste hin. Mir blieb wie allen wehrfähigen Männern keine Wahl. Die Deutschen schlugen Polen, die Beneluxstaaten und Frankreich, besetzten Norwegen und Dänemark. Doch Hitler wollte mehr. Etwas, das wir uns bis zum Tag des Einmarsches in die Sowjetunion am 22. Juni 1941 nicht hatten vorstellen können: einen Krieg mit dem mächtigen Russland wagen. Hitler wollte für sein Volk Lebensraum im Osten. Warum, das habe ich bis heute nicht verstanden. Für uns Soldaten hieß es damals, wir müssten unsere Heimat vor der angriffsbereiten Sowjetunion schützen und hätten keine Wahl. Und so bin ich mitmarschiert in diesen tödlichsten Krieg der Menschheitsgeschichte. Und ich kann vieles bezeugen. Das Grauen, all die menschlichen Abgründe von Anfang bis zum bitteren Ende habe ich durchlebt und durchlitten.

Noch während der Ausbildung haben andere Rekruten uns als Pillendreher oder Drückeberger verspottet. Wir wären keine wahren Soldaten. Heute lache ich darüber. Wie schnell sich die Meinung eben dieser Spötter änderte, wenn zum ersten Mal eine russische Granate neben ihnen einschlug. »Sani, Hilfe!«, »Sani, hierher!«, »Sani, mein Bein!« Tausendfach schrien sie nach uns, unter höllischen Schmerzen, im Anblick des nahenden Todes. Auf dem Schlachtfeld mauserten wir Sanitäter uns zusammen mit Köchen und Essensträgern bald zu den gefragtesten Männern. Einigen Kameraden konnte ich das Leben retten und sie zur Notversorgung rechtzeitig in ein Verwundetennest schleppen. Für andere war ich nur noch imstande, ein kurzes Gebet zu sprechen, einen Brief an die Angehörigen entgegenzunehmen oder ihnen »Es wird alles gut« zuzuhauchen.

An schlimmen Tagen habe ich mehr Tote als Verletzte gesehen. Es lagen dann mehr Erkennungsmarken in meiner Tasche als Mullbinden. Natürlich hatte ich unfassbares Glück. Allen Soldaten, die den Krieg überlebt haben, erging es so. Als Sanitäter besaß man aber noch mehr davon, wenn man es denn schaffte, aus Russland rauszukommen. Denn wir standen nicht weniger in der Schusslinie als die Schützen, sondern noch tiefer drin. Schließlich sind wir aus den Gräben gesprungen, um zu den Verwundeten zu eilen. Wie gering doch der Respekt des Feindes im Angriffsfall für eine Rotkreuzbinde am Uniformärmel ausfällt! Es kam vor, dass während eines schweren Häuserkampfes neben einem erschossenen Schützen bereits ein toter Sanitäter lag, der ihn hatte bergen wollen. Daneben ein verletzter Sani, der seinem Vorgänger zu Hilfe kommen wollte und den ich dann rausziehen musste.

Ich lief selbst Gefahr, jederzeit getötet zu werden. Aber nachgedacht darüber habe ich damals nicht. Erstaunlich! Ich wurde angeschossen und schwer verwundet und auch ich habe getötet. Mit meiner Pistole musste ich die angreifenden Russen doch vom Verbandsplatz fernhalten oder nicht? Ich war gezwungen, sie zu töten, wenn Rotarmisten mit einem Gewehrkolben auf den am Boden liegenden Landser einschlugen. Ich feuerte mein Gewehr ab, wenn ich ins Visier genommen wurde. Die Kameraden brauchten mich.

Ich besaß Verantwortung und nur dank der konnte ich überleben. Wer sich während eines Gefechtes fürchtet, hat meist schon verloren, und zwar sein Leben. Angst ist ein schlechter Ratgeber und Begleiter im Krieg. Und wenn ich in späteren Friedenszeiten gefragt worden bin, ob ich mich denn nicht gefürchtet habe an der Ostfront, so habe ich immer geantwortet: »Nein, denn ich trug Verantwortung.«

Und doch bleibt man im Krieg nicht ohne Emotion. Im Gegenteil. Es sind nur andere Gefühle, die den Soldaten befallen. Möglich, dass die Erklärung für überschwängliche Freude nach der gelungenen Einnahme eines Dorfes oder die tiefe Trauer, wenn ein treuer Kamerad stirbt, die eigene, unterdrückte Angst ist.

Die unmittelbare Furcht kann aber überwunden werden. Im Grunde ähnelt ein Gefecht der sportlichen Betätigung. Der mit Adrenalin vollgepumpte Körper funktioniert wie automatisiert, wenn man gut trainiert ist. Und das waren wir zweifellos in der Wehrmacht. Doch wenn keine russische Artillerie feuerte, wenn Ratas – so haben wir die feindlichen Kampfflieger Polikarpow I-16 genannt – am Himmel nicht kreuzten, dann waren es nur noch die Köpfe, die ratterten. Wer dann nicht trank, Briefe schrieb, Karten oder Fußball spielte, der versank schnell in einer nicht enden wollende Grübelei. Da konnte man machen, was man wollte. Die war nicht so leicht zu stoppen wie ein ungepanzertes Fahrzeug mit einem Maschinengewehr. Jedenfalls so lange nicht, bis weitergekämpft wurde. An ruhigen Tagen dachte man nach über die Heimat, über den Sinn des Krieges. Über die, die gegangen waren. Darüber, ob man es selbst schaffen würde. Und überhaupt, wie lange das alles noch weitergehen sollte. Und dieses ewige Warum, das einem im Kopf herumschwirrte. Auch kreisten die Gedanken ständig um den Feind. Wann greift er an? Wann gibt er auf? Trauert auch er um seine gefallenen Kameraden? Alles drehte sich um den Tod in den ruhigen Frontmomenten.

Ich kann nicht sagen, wie viele Tote ich gesehen habe. Hunderte? Eher Tausende! Deutsche, Russen, Ukrainer. Alte, Junge. Hauptmänner, Gefreite. Draufgänger, Feiglinge. Erschossen, erfroren, verhungert, an Krankheiten kläglich verreckt. Auch Frauen und Kinder. Das war besonders bedrückend und ließ einen nie mehr los. Ganz bestimmt nicht. Natürlich, der Verlust der eigenen Kameraden, zumindest derer, die man mochte – es gab auch genug Arschlöcher –, ging einem nahe. Denn man kannte sich, hatte über Monate oder Wochen zusammengesessen und gegessen, das Quartier geteilt, sich gegenseitig beschützt, gemeinsam gekämpft, sich die Wunden gepflegt. Wir hatten uns motiviert, uns Geschichten aus der Heimat erzählt, waren Freunde geworden. Wir haben dem anderen zugehört, wenn er verletzt war oder am Boden lag – sprichwörtlich oder nicht - physisch oder psychisch. Im Schützengraben, im Panzerspähwagen, eingegraben im Eis. Nachts, wenn die Sterne über Russland schienen. Dieselben, die über der fernen Heimat leuchteten und doch den Angehörigen zu Hause ein kaum weniger schreckliches Bild ihrer zerbombten Umgebung zeigten. Was wir in dem Ausmaß, in dem sich die Zerstörung später offenbarte, aber damals ebenso wenig zu ahnen vermochten wie unsere Liebsten das, was wir durchmachen mussten. Ein Werk der Propaganda, und die Nazis bewiesen sich als wahre Meister dieser feigen Disziplin. Sie ließen unsere Familien in den Wochenschauen, die in den Heimatkinos liefen, glauben, wir überrollten unsere Feinde. Uns war es bei Strafe verboten, in Briefen nach Hause von Niederlagen zu berichten. In den Zeitungen, die wir aus dem Reich erhielten, lasen wir, dass man die Bomber über dem deutschen Himmel abschieße wie Fliegen.

Ich diente als Sanitätssoldat in der Panzer-Aufklärungs-Abteilung 16 der 16. Panzer-Division. Darum verängstigt mich die 16 so. Ich bin Teil der Division gewesen, seit sie die Grenzen zur Sowjetunion überschritten hat und auch als sie in Stalingrad eingeschlossen und vorzeitig aufgelöst wurde. Ich war dabei, als sie neu aufge-